

Verlag Bibliothek der Provinz

Andreas J. Obrecht
MOTEL AFRIQUE

Roman

Andreas J. Obrecht
MOTEL AFRIQUE
Roman

herausgegeben von Richard Pils
lektoriert von Erika Sieder

ISBN 978-3-99126-148-3

© *Verlag* Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA, 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at

Umschlagabbildung: Das *Motel Afrique*, Februar 1994,
im Zentrum von Dar es Salaam, Tansania. Mittlerweile
ist das *Motel Afrique* abgerissen und einem schicken
Bürokomplex gewichen. Archiv des Autors.

PROLOG

*Für meinen verstorbenen tansanischen Freund
Bosco Selemani,
mit dem ich lachen konnte wie mit keinem anderen
Menschen zuvor und danach.*

Ich gebe es zu: Ich bin Geheimnisträger und Experte für den abenteuerlichsten und erstaunlichsten Kontinent, auf dem ich mich jemals aufgehalten habe. Ich kenne Afrika wie meinen eigenen Spind hier im wissenschaftlichen Institut für Geheimnisträger. Ich kenne Afrika von den öden Weiten der Sahara bis zum lichten, schillernden Kap der Guten Hoffnung, von der ehemals omanischen Insel Sansibar bis zu den Elefantenherden im Norden von Ghana.

Keiner kann mir etwas vormachen, niemand braucht mir über Afrika zu berichten. Denn ich habe Afrika durchlebt, durchlitten und letztlich auch geliebt wie keiner zuvor. Meine Expertise und mein spezifisches Wissen werden weltweit nachgefragt. Denn ich habe nicht nur das Leben in den einfachsten Dörfern mit den Menschen geteilt, sondern bin auch mit Königen, Staatsmännern und Diplomaten zu Tische gesessen. Ich habe auch keine Mühe gescheut, Erfahrung um Erfahrung zu sammeln.

Das wissenschaftliche Institut für Geheimnisträger entlohnt mir diese Expertise fürstlich. Hier gibt es drei köstliche Mahlzeiten pro Tag, einen Park mit alten Kastanienbäumen, in dem ich weitschweifende Spaziergänge unternehmen kann, ein sauberes Bett und sterile Spritzen, deren Inhalt mich in wunderbare Träume und Erinnerungen befördert.

Diplomatische Delegationen suchen mich regelmäßig auf, um sich in diesem Labor des Wissens nach meinem Wohlergehen zu erkundigen und meinen unverzichtbaren Rat einzuholen. Ich spare dann nicht mit meinen hochreflexiven Einsichten, die ich während vieler Jahre in Afrika gewinnen konnte. Und ich sehe an der Reaktion meiner Besucher, wie wichtig diese

Erkenntnisse sind, um die richtigen Entscheidungen in turbulenten Zeiten zu treffen. Dürren werden gemeistert, Slums saniert und Kriege verhindert.

Die Besucher befragen mich auch regelmäßig über die Geschehnisse vor achtundzwanzig Jahren. Kein Wunder, denn damals, als die ersten freien Wahlen in Südafrika abgehalten und das rassistische Apartheid-Regime zu Grabe getragen wurde, war ich aufgrund besonderen Mutes und jenes widerständigen Geistes, der sich den Verirrungen der Zeit zu widersetzen wusste, zu einem südafrikanischen Nationalhelden geworden. Ja, die Befreiung Südafrikas aus dem Joch der Apartheid wurde eigentlich erst durch mich ermöglicht! Und dieser südafrikanische Nationalheld, der bin ich noch immer. Das wissen meine Besucher auch. Ich sehe es an ihrem ehrfurchtsvollen Gesichtsausdruck, höre es an ihren gedämpften, beinahe flüsternden Stimmen.

Ich hätte mich auf diesen Lorbeeren ausruhen können, aber mir war das Leben der einfachen Menschen wichtiger als der Glanz von Staatsbanketten. Also ging ich zurück in die Dörfer Tansanias, wo ich mich als Zebu-Rindsviechexperte um die Nöte der ländlichen Bevölkerung mit einigem Erfolg kümmern durfte. Dass dann doch alles anders kam, als ursprünglich beabsichtigt, liegt wohl am ehernen Gesetz des Lebens selbst, das sich weder planen, noch im Vorhinein verstehen lässt.

Jetzt, achtundzwanzig Jahre danach, ist alles verständlich geworden. Die Puzzlesteine sind zusammengefügt und ich bin stolz darauf, an der Welt und ihren mitunter bedrohlich erscheinenden Gestalten nicht zerbrochen zu sein. Ich bin stolz darauf, dass sie schon wiederkommen – die Besucher in den weißen Mänteln –, und mich eingehend über die wahren Geheimnisse des Lebens und des afrikanischen Kontinents

befragen werden. Und natürlich bin ich auch stolz darauf, dass ich das Motel Afrique letztendlich doch verlassen und Ruhe in diesem Institut gefunden habe, das mich, mein Leben und die daraus resultierenden Erkenntnisse wirklich achtet und verlässlich würdigt. Jetzt sind sie da – und abermals werde ich ihnen meine Geschichte geduldig erzählen.

Andrew

Wissenschaftliches Institut für Geheimnisträger

26. April 2022, achtundzwanzig Jahre nach der Befreiung Südafrikas

INHALT

I Departure	11
II Sie	17
III Think positive – Hypnotherapie	61
IV Mimi napenda wewe – Ethnotherapie	249
V Arrival	323

Mitte Februar 1994

Es ist nicht, dass ich mit meiner Einsamkeit nicht zurechtkäme, oder dass ich kein Geld hätte. Nein, das ist es nicht.

„Spendier mir ein Bier.“

„Nein.“

„Spendier ihr ein Bier.“

„Nein.“

„Dann sauf selber eins.“

„Nein.“

„Warum stehst du dann an der Bar?“

„Ich warte.“

Der Tansane grinst, macht eine abfällige Geste, rollt mit den Augen, dreht mir den Rücken zu, begrapscht seine Freundin. Sie kichert. Der fette weiße Paley steuert auf mich zu. Der Jetzt-sei-du-mal-nicht-so-Typ. Es wird Zeit, dass ich fliehe.

„Joe, zwei Soda.“

Joe weiß, dass ich es eilig habe, drückt mir meine beiden Flaschen in die Hand und schon habe ich den Fluchtweg angetreten.

„Hey Andrew – zwei Flaschen Wasser? Komm, heben wir einen! Nur weil du gestern etwas hinüber warst, brauchst du doch heute nicht ...“

Mit einem gekonnten Haken lasse ich Paley links liegen. Nein, noch liegt er nicht, aber in drei oder vier Stunden wird er zwischen zwei Huren liegen und wie jeden Abend zu besoffen sein, um irgendetwas – und sei es nur seinen Kopf – hochzubringen. Ich knalle die Tür hinter mir zu; atme zu schnell – ein Stock und du bist fix und fertig.

Nein, Sir, nur Sie sind nach Dar es Salaam gekommen, die Dame, die Sie suchen, war auf keiner Passagierliste, nein

Sir, Sie haben sich geirrt, nein Sir ... Üblicherweise liebe ich verdreckte, leere, afrikanische Hotelzimmer und auch die Windflügel auf dem Plafond, weil man sie zumeist, wenn aus dem Schalter nicht blanke, unisolierte Kabel hängen, abdrehen kann. Jetzt hasse ich mein Zimmer im Motel Afrique und auch den Propeller, den ich sogar abdrehen könnte – ich tue es nicht. Seit einigen Monaten weiß ich schon nicht, was ich tun soll, obwohl ich sehr viel tue. Und obgleich ich versuche, in diesem geschäftigen Nichtstun irgendetwas Getanes sehen zu können, gelingt es mir nicht. Nein Sir, keine Nachricht von Ihrem Außenministerium ... Nein Sir, die von Ihnen angegebene Nummer ist nicht registriert, und gemeldet ist die Dame an dieser Adresse auch nicht ... Nein, Sir, ich glaube, Sie müssen sich irren.

Das Soda schmeckt fürchterlich und in dem Moment, da ich bereue kein Bier genommen zu haben, bin ich erleichtert, dass die Bar da unten zumindest so lange offen hat, bis der fette Paley besoffen sein und von seinen beiden Mädchen zum Taxi geschliffen wird. Es ist mehr als lächerlich. S i e ist nicht nur verschwunden, S i e soll überhaupt nicht existiert haben! Es ist mehr als lächerlich. Vor drei, vier Monaten hätte ich noch heulen können, aber ich habe es auch vor drei, vier Monaten nicht getan. Was hätte es denn genutzt? Jetzt könnte ich nicht mehr heulen, obwohl ich jetzt sogar heulen wollte. Es ist mehr als absurd. Das Soda schmeckt scheußlich. Der Propeller bläst mir seine widerlichen Luftwellen in den Nacken. Und alle halten mich für einen regelrechten Spinner: der Fette, weil ich nicht mit ihm trinke; der österreichische Generalkonsul, weil ich täglich einmal, und das seit Monaten, in sein kleines, aber nobles Büro gelaufen komme, um immer die eine, die einzige Frage zu stellen, die er schon fünf Monate lang beim besten Willen nicht beantworten kann; die Huren an der Bar, an der

ich schon eine Ewigkeit allein herumhänge, weil ich nicht mit ihnen bumsen will; die netten, freundlichen, dicken, dünnen, hübschen und weniger ansehnlichen Damen und Herren von den Fluggesellschaften KLM, British Airways und Air France. Nur Joe, der Bartender, dem allein ich hie und da Einblick in meine aussichtslose seelische Lage gewähre, nimmt meine Anliegen manchmal noch ernst:

„Bwana“, sagt Joe mit einiger Regelmäßigkeit, „S i e wird kommen; wenn du nur fest daran glaubst, wird S i e kommen. Vielleicht, Bwana, ist S i e schon da, sucht dich ebenso – vielleicht ist S i e schon da. Du solltest den Nganga fragen, Bwana.“

Zauberer, Heiler und Hellseher hin oder her. Dar es Salaam – das Tor zum Frieden – wie es in Swahili heißt, ist eine Art Hauptstadt, wenngleich eine ziemlich kleine. Das Soda schmeckt noch immer scheußlich und von drüben, aus der Disco, hämmern Shabba Ranks und Bobby Brown oder wie diese gestylten Markenartikel, die nicht nur den schwarzen Kids durch und durch gehen, so alle heißen. Ich werfe eine Münze in den Propeller – es ist schön zu sehen, wie sie weggeschleudert wird. Unsinn Joe, ich habe S i e gesehen, ich habe gesucht, geprüft und ermittelt – fünf Monate schon. Dar es Salaam ist zwar eine Art Hauptstadt, aber eine so kleine, dass eine weiße Frau allein spätestens nach drei Tagen Hauptgesprächsthema wäre. Nein, der Nganga kann vielleicht Regen zaubern, S i e wird er nicht herbeizaubern können.

„Doch vielleicht, Bwana“, hat Joe hilfreich zu bedenken gegeben. „Vielleicht ist S i e da, vielleicht aber ist S i e unsichtbar geworden.“

Nun gut, da man mich ohnedies für einen Spinner hält, der man in dieser Hitze vielleicht auch wird, habe ich, das muss ich ehrlich zugeben, an diese Möglichkeit auch schon gedacht.

„Joe, wenn S i e verhext und unsichtbar geworden ist, warum weiß dann auch dort, wo S i e gelebt hat, wo S i e mich geliebt hat, niemand, dass S i e da gelebt und mich geliebt hat? Wenn man verschwindet, das ist doch klar, dann muss man doch vorher existiert haben, um verschwinden zu können.“

Joe hat mir einen Doppelten nachgeschenkt und dann mit dem Lappen eine Ameise von der Theke gewischt.

„Nur Mut“, hat Joe dann verlegen gelacht, „vielleicht gibt es S i e nicht, vielleicht bildest du dir das alles nur ein.“

Jetzt glaubt auch Joe, dass ich spinne. Ich muss zugeben, dass mich das kränkt.

Wenn ich mir jetzt ein Bier nehme, weil das Soda so grauenhaft schmeckt, hole ich mir sicherlich ein zweites, dann ein viertes und schließlich ein zehntes mit in die Höh'. Wenn es mir überhaupt gelingt, die edlen Flaschen bis ins Zimmer zu bringen. Der fette Paley wird sagen: „Jetzt sei doch nicht so, Mann“, und Joe wird sagen „Andrew, es ist erst neun“, und die Mädchen werden nichts sagen, werden kichern und sich ihren Teil denken. Ich bin nicht sehr erpicht darauf, dass man Gutes von mir denkt, aber ich habe meine Schwierigkeiten damit, für verrückt gehalten zu werden. Wie sagt der Generalkonsul doch:

„Wir strecken Ihnen gerne etwas Geld vor, prüfen Sie doch selbst die Angelegenheit daheim. Die österreichische Republik finanziert Ihnen gerne ein Rückflugticket, dann können Sie sich vor Ort davon überzeugen, dass es S i e, auf die Sie warten, jedenfalls in Österreich nie gegeben hat.“

Der Generalkonsul ist indischer Herkunft, zumeist freundlich, zuvorkommend, hilfsbereit und von jener asiatischen Gelassenheit, die einen zuweilen, vor allem dann, wenn S i e einem abhanden gekommen ist, mehr als nur nerven

kann. Und es ist offensichtlich – trotz oder gerade wegen dieser Freundlichkeit und Gelassenheit: Der Mann will mich loswerden und sicher auch die von den Fluggesellschaften und wahrscheinlich auch der fette Paley, der mit mir nicht saufen kann, und Joe, der nicht lukrativ seinen Nganga vermitteln kann, und die Huren, die wollen mich auch loswerden, weil sie mich nicht profitabel bumsen können. Nur mein Freund Moses, der will mich nicht loswerden, denn er hat an mir jetzt schon ein Vermögen verdient und wird sich, wenn wir noch eine Zeit lang keinen Erfolg haben, zur Ruhe setzen können. Es ist zum Verzweifeln – einmal ein Spinner, immer ein Spinner.

Gott sei Dank haben die Zimmer des Motel Afrique kleine Balkone, von denen man auf die dreckige Stadt, auf die schwarzgrauen Fassaden, die rostigen Baracken, die Hotelgarage nebenan, auf die Menschen in der engen Gasse und auf den Platz, in den sie mündet, hinabblicken kann. Wenn man spinnt, ist es zuweilen gut hinabblicken zu können – egal worauf. Wenn man spinnt, ist es zuweilen gut zu beobachten und selbst nicht gesehen zu werden. Trotzdem fühlt man sich verdammt einsam, wenn man spinnt, so wie ich jetzt. Ich habe schon einige verrückte Sachen in meinem Leben erlebt, aber dass ich selbst verrückt werden würde – zumindest in den Augen anderer –, das hätte ich wirklich nicht gedacht.

Dabei hat alles so harmlos begonnen.

„Raus, nein, ich will nicht.“

„Andrew, komm, du lebst nicht. Mann, du vergräbst dich!“

„Ich warne dich, Paley, ich will nicht. Wenn du reinkommst, schmeiß ich dir eine Flasche an den Kopf.“

„Mann, du spinnst.“

„Geh zu deinen Mädchen.“

„Komm endlich runter und trotz da nicht wie ein Junge, der sitzengelassen worden ist.“

„Ich bin nicht sitzen gelassen worden, und ich trotze auch nicht, und ich spinne nicht, Paley“, höre ich mich brüllen, der ich doch sonst eher ein energiehaushaltender Typ bin, und reißt die Tür auf wie jemand, der zu einer Gewalttat bereit ist. Der fette Paley tritt einen Schritt zurück, torkelt ein wenig und grunzt:

„Lass uns doch ...“

„Aha, Phase eins. Verpiss dich!“

Das muss sehr giftig geklungen haben, denn es verfehlt jetzt, wo ich direkt vor ihm die Zähne fletsche, die Augen rolle, die Fäuste balle, keineswegs die Wirkung. Mit einem leicht seemännischen Gang schlägt Paley die Richtung ein, aus der er gekommen. In dem Korridor liegen zerbrochene Flaschen, Dreck, viele Zigarettenkippen und ein gebrauchtes Kondom. Obgleich sonst nicht meine Art, brülle ich hinter ihm drein:

„Wenn du so weiter säufst, Paley, wirst du dir nicht einmal Aids holen können.“

Er bleibt kurz stehen, dreht sich um und grinst, speckig wie eine Portion rosa Schinken, der von der Metzgerinnung preisgekrönt worden ist.

„Hast du 'ne Ahnung, Eremit“, spottet er und streckt den Mittelfinger der linken Hand in diffuse Höhen.

Dar es Salaam: Das Tor zum Frieden – mein Tor zu I h r . Nach meiner Ankunft in Ostafrika war S i e zu meinem großen Entsetzen – entgegen aller Vereinbarung – nicht am Flughafen gewesen, um mich abzuholen. Hingegen ließ man mich ausrufen und überbrachte mir am Informationsschalter die Nachricht, dass sich I h r e Ankunft verschoben hätte und S i e erst in einer Woche eintreffen würde.

Mein Gott, wo war S i e bloß? Hatte S i e in Amsterdam den Anschlussflug verpasst? Hatte es Sinn, S i e in Wien anzurufen, wäre S i e dagewesen, so hätte S i e doch ..., ging es mir vorerst verwirrt durch den Kopf, doch sogleich beschloss ich, mich in Langmut und Warten zu üben und dieser Woche – ganz nach afrikanischer Regel – das Beste abzugewinnen. Immerhin hatte ich eindeutige Nachricht erhalten und wusste, wann S i e kommen würde! Ich würde ein hübsches Hotel finden, würde meine Arbeit beginnen, schreiben, in die Bibliothek gehen, mich mit hohen und höheren Herren treffen, die Kollegen vom tansanischen Fernsehen konsultieren, Presseausweise besorgen – was immer auch, und dann, wenn S i e nach Ablauf dieser Woche hier ankäme, würden wir im Hotel Kilimandscharo ganz oben auf der Terrasse speisen, mit Blick auf den Hafen, den Indischen Ozean; würden einander in die Arme, Münder und noch anderes fallen, wären also im siebenten Himmel, der uns noch dazu vom Rundfunk bezahlt werden würde, für den wir eine Sendung über die Insel Sansibar zu produzieren ja den Auftrag hatten. Es sollte nicht dazu kommen. Warum – das weiß ich bis jetzt nicht ...

Ich werfe eine Münze gegen die Wand. Sie dreht sich wie ein Kreisel – es scheint mir eine Ewigkeit, bis sie still liegen bleibt. Morgen werde ich mir eine Kiste Bier kaufen. Ich trinke lieber warmes Bier, als auf die Bar da unten angewiesen zu sein – das denke ich mir nun schon den fünften Monat.

„Die Vermutungen bezüglich der Abgängigkeit jener Dame, die Sie zu vermissen glauben, haben sich als nicht stichhaltig erwiesen“, schrieb ein Sekretär des österreichischen Außenministers. „Wir ersuchen Sie deswegen eindringlich, uns nicht weiter mit Briefen, Faxen und Anrufen

zu belästigen. Wir bedauern aufrichtig, Ihnen nicht weiter helfen zu können ...“, stand da in diesem stellvertretend für den Minister unterschriebenen Schreiben, das mir der Generalkonsul Österreichs in Tansania aushändigte – wie mein eigenes Todesurteil.

„Herrgott, fragen Sie doch X, Y, Z und auch A!“

„Sir, es ist getan worden, alle Ihre Referenzen, alle Ihre Nummern, all Ihre Adressen, all Ihre Angaben sind wir und ist die österreichische Behörde durchgegangen – nichts.“

„Nichts?“

„Nein, nichts, Sir.“

„Das kann nicht sein.“

„Doch es ist so – es muss sich hier um einen bedauerlichen Irrtum handeln.“

„Was?“

„Einen Irrtum, Sir.“

„Wie kann eine, meine Frau, wie kann S i e ein Irrtum sein?“

Der Generalkonsul, der immer gelassen, freundlich und hilfsbereit, obgleich etwas ohnmächtig und trotz aller Hilfsbereitschaft zunehmend hilflos war, zündete sich eine dicke, ja geradezu monströse Zigarre an.

„Sehen Sie, Sir!“ – Exakt sechs Wochen hatte er vor dem Erscheinen dieses Spinners hier in seinem Büro in der Kenyatta Avenue nichts, aber auch rein gar nichts zu tun gehabt. Und jetzt, jetzt hielt ihn dieser Verrückte schon seit Monaten auf Trab. „Sehen Sie, Sir, ich vertrete hier Ihr Land in allen möglichen und unmöglichen Agenden. Und Ihr Fall scheint der zweiten Kategorie zuzugehören, denn die Dame, die Sie ...“, jetzt machte er einen ausgiebigen Zug und schaute mich liebevoll, aber scharf an, „denn die Dame, die Sie suchen, die gibt es nicht, schenkt man den Aussagen Ihrer eigenen Behörde, den Staatsorganen Österreichs

Glauben. Und das müssen wir wohl akzeptieren. Sie als Österreicher und ich als Generalkonsul.“

„Herr Konsul“, holte ich zum Gegenschlag aus, „Sie sind Inder und ich bin Wiener und wir beide wissen, dass Österreich eine zwar nette, aber dennoch etwas verträumte und langsam atmende Republik ist. Und ich, Herr Generalkonsul, bin keinesfalls meschugge, weil mir die Frau abgeht, mit der ich immer zusammen sein wollte, die ich liebe und von der Sie mir und die österreichische Behörde und das Außenamt und Paley, der Bastard, und Joe oder weiß Gott wer, einreden wollen, dass es S i e gar nicht gibt.“

Der Generalkonsul blickte mich besorgt an wie eine Mutter ihr krankes Kind. Es sah so aus, als würde ich zu einem wirklich schwierigen Fall werden – vielleicht zu dem schwierigsten seiner bisherigen Karriere.

„Sir, wir werden weiterhin alles tun, alles unternehmen, was in unserer Macht steht. Die Untersuchungen laufen ja noch. Ich bitte Sie, sich zu beruhigen. Aber wollen Sie nicht vielleicht selbst nach dem Rechten sehen. Wir kommen gerne für etwaige Kosten auf, die nicht von Ihnen ...“

Jetzt ging die Leier schon wieder los. Flucht, dachte ich dann. Spätestens morgen, Punkt neun, wenn das Generalkonsulat seine ebenholzumrahmten Bürotüren öffnete, würde ich ohnedies wieder da sein.

Schon am Tag meiner Ankunft in Dar es Salaam hatte ich den hübschesten Tisch auf der Terrasse des Hotel Kilimandscharo reservieren lassen – für Montag kommender Woche. Für jenen Tag, an dem KLM einen herrlichen Airbus auf der löchrigen Flugbahn von Dar es Salaam landen lassen würde – mit I h r, mit meiner Geliebten, an Bord. Die Woche bis dahin ist schnell vergangen. Ich hatte alle Hände voll zu tun und empfand die leicht anarchische Grundstimmung einer träge und zeitreich vor sich hinat-

menden Dritte-Welt-Stadt als wohltuend. Dar es Salaam – das Tor zum Frieden, mein Tor zu I h r . Und mit diesem überschwenglichen Gefühl der Freiheit vor dem Gesetz und vor unserer Liebe brachte mich der gute Moses, ein netter, kurz zuvor engagierter Fahrer, zu dem scheußlichen, etwa eine halbe Stunde vom Zentrum der Stadt entfernt gelegenen Airport.

Bis vor kurzem haben mich Spinnen und Kakerlaken in verdreckten afrikanischen Hotelzimmern keineswegs gestört, im Gegenteil: Ohne sie wäre es nur die halbe Freude, das halbe Ambiente, die halbe Exotik gewesen. Aber jetzt missfällt mir dieses vor zwei Tagen entdeckte und im Gitter vor dem Fenster hängende und mich reglos anglotzende Ungetüm sehr. Die Vorstellung, diese scheußliche Spinne mit der Sohle meines Lederstiefels zu zerquetschen, ist aber noch unbehaglicher, als diesem fortwährenden Blick ausgesetzt zu sein. Also werde ich sie noch ein paar Tage so hängen und mich anglotzen lassen – bis mir die Nerven reißen. Wie hat Kenneth Odunga, Manager des Stadtbüros von British Airways, gesagt:

„Behalten Sie doch die Nerven, Freund. Solche Geschichten passieren laufend, wenn Sie wüssten, in unserer Branche ... Abgründe tun sich da auf ... Wer, wann, wo und mit wem und mit welchem Geld wohin verschwindet über Nacht – mein Freund, ich könnte ihnen Geschichten erzählen ...“

Mister Odunga ist ein etwas ergrauter Herr in zu kurzen Anzügen. Von Montag bis Mittwoch trägt er eine scheußlich gelbe, von Mittwoch bis Freitag eine scheußlich rote und am Wochenende wahrscheinlich die allerscheußlichste violette Krawatte – ich kenne nur seine Wochentagsgewohnheiten, denn Samstag und Sonntag bleibt das Büro geschlossen und Mister Odunga von meinen lästigen Fragen ver-

schont. Die Wochenenden sind übrigens das Schlimmste, denn nicht nur Odungas Büro, sondern auch KLM und Air France, ja selbst der Generalkonsul kehren mir den Rücken, verplempern sinnlos die wertvolle Zeit an irgendwelchen Stränden, in irgendwelchen Kneipen, bei irgendwelchen Frauen. So ein Wochenende zu überleben oder zumindest nicht wirklich verrückt zu werden, erfordert all meine Energie, Konzentration und all meinen Willen.

„Behalten Sie die Nerven, Freund“ – spätestens nächstes Wochenende werde ich die Spinne in dem Gitter vor dem Fenster zerquetschen.

Ich war also zum ersten Mal mit Moses, der zu diesem Zeitpunkt noch nicht ahnen konnte, dass ich sein Leben und das seiner Kinder retten würde, hinaus zu dem hässlichen Airport gefahren. Es war sehr früh am Morgen, ein Montagmorgen, kurz nach sechs, und eine dunstige Sonne kroch über die das Rollfeld begrenzenden, gelben, durstigen Wiesen. Ich stand auf der Aussichtsterrasse wie ein Schuljunge vor jener verschlossenen Tür, die sich alsbald beim Glöckchenklingeln öffnen würde, um Eintritt zu gewähren in das herrliche Reich weihnachtlicher Beglückung. Ich horchte, ich wartete auf das Dröhnen des Fliegers, der sehr bald irgendwo da oben durch den wunderbar mystischen Dunst dieses Morgens schweben würde.

„Flug aus Amsterdam – mit Zwischenlandung Nairobi, KLM 527 – nein, keine Verspätung“, hatte die nette Dame unten am Schalter gesagt – und: sie hatte recht. Schon sah ich den riesigen Blechvogel wie das Geschenk eines gütigen, immer klarer werdenden Himmels herniederschweben. S i e war da drinnen, S i e würde gleich aufsetzen. S i e würde sich in der dröhnenden, zum Flughafengebäude rollenden Maschine abschnallen, und S i e würde das gleiche Herzklopfen haben wie ich. Dann würde S i e ihr

Handgepäck nehmen, dem S i e verabschiedenden Steward zulächeln, und dann würde ich S i e sehen, wie S i e in der ovalen Tür erscheint, die Treppen hinuntereilt und wie ihre wunderbaren Haare im heißen afrikanischen Wind flattern. Und dann würde ich S i e mit ihrem grazilen Schritt, die Tasche leicht schwenkend und lachend und um sich blickend und froh angekommen, endlich, bald, gleich bei mir angekommen zu sein, im Flughafengebäude verschwinden sehen.

Moses stand grinsend neben mir. Er fühlte wohl meine Freude, mein Herzflattern, meine Ungeduld. Der Flieger rollte langsam herein, vorbei an der alten, ausrangierten Britannia, mit der man wohl nur mehr, wenn überhaupt, in Afrika Fracht fliegen kann. Das Dröhnen war atemberaubend.

„Hier ist S i e“, rief ich begeistert zu Moses. Er grinste noch mehr, wenn das überhaupt möglich war. Und dann, dann war es soweit, es hatte eine Ewigkeit gedauert. Die Motoren verstummten mit einem schnalzenden Nachklang, der Flieger stand direkt vor der Aussichtsterrasse still, die Passagierrampe wurde angefahren und mit einem surrenden Geräusch öffnete sich die ovale Türe. Aus dem Bauch des Vogels strömten schwarze Männer und blonde Frauen und schwarze Frauen und blonde Männer und dunkle Weiße und helle Schwarze und bunte Kinder mit Taschen. Und all diese Haare und all dieses Lachen flatterten im heißen afrikanischen Wind. Jetzt, jetzt wird S i e kommen – als Nächstes, als Übernächstes, als Es waren offenbar nicht sehr viele Passagiere an Bord, vielleicht sechzig oder siebzig. Die meisten waren schon in Nairobi ausgestiegen, viele von ihnen um den Kilimandscharo hochzurennen wie Tausende pro Jahr und sagen zu können – hör mal, ich war auch da.

Aber ... ich rieb meine Augen ...: Aber, wo war S i e? Die ersten der Fluggäste hatten schon das Gebäude erreicht, die anderen folgten ungeordnet, fröhlich – am Ziel ihrer langen Reise. Aber, verdammt noch mal, wo war S i e? Mein Sehvermögen ist exzellent, und spätestens als der letzte Passagier im Flughafengebäude verschwunden war, traf mich die Gewissheit wie ein dumpfer Keulenschlag von hinten. S i e war nicht da. S i e war nicht unter ihnen. S i e war schon wieder nicht gekommen. S i e hatte vorhin kein Herzflattern gehabt. S i e ..., nein, das konnte, das durfte nicht sein. Die in mir wie Fieber hochsteigende Enttäuschung benebelte mein Hirn. Nein, ich musste etwas tun. Vielleicht hatte ich S i e bloß nicht gesehen, hatten mir meine Sinne einen Streich gespielt. Ich muss wohl sehr dämlich ausgesehen haben, wie ich da oben mit offenem Mund und glasigen Augen auf der Aussichtsterrasse gestanden bin.

„Wo ist S i e?“, fragte Moses besorgt und grinste jetzt nicht mehr. Aber schon war ich an ihm vorbeigestürmt, hinunter in die Halle zu diesen widerlichen Stahlrohren, an die gelehnt jene warten, die Ankommende abholen, von denen aus sie durch die Glaswand in die Halle blicken, wo das Gepäck behoben wird – diese sich windenden Förderbänder. Ich stand unter winkenden, Kussmündchen schickenden, fröhlichen Menschen. Die einen fanden zu anderen, der andere fand zu der einen. Kinder fielen ihren Vätern, Kaufleute ihren Geschäftspartnern, ganze Familien ihren Freunden um den Hals – allein S i e war nicht da. Allein S i e war schon wieder nicht angekommen mit KLM 527 aus Amsterdam über Nairobi. Aber wieso?

„Nein Sir“, sagte die nette Dame unten am Schalter, „nein Sir, dieser Name steht nicht auf unserer Passagierliste ... Nein Sir, ist auch nicht gebucht worden, mit Sicherheit nicht.“

„Aber Sie haben mir doch letzte Woche ...“

Also hatte S i e nicht nur die Maschine nicht verpasst, sondern den Flug erst gar nicht gebucht oder gebucht und nachher storniert. Plötzlich stieg eine fürchterliche Angst in mir hoch: Warum – hat S i e nicht ...? Es war doch alles ausgemacht gewesen ..., und was war dazwischen gekommen ..., und möglicherweise – wer?

„Moses“, rief ich grimmig, „S i e ist nicht hier. Bring mich in die Stadt. Bring mich zu Intercom.“

Dar es Salaam ist eine Art Hauptstadt eines der ärmsten Länder der mehrheitlich ohnedies nicht besonders reichen Welt. Eine der harmlosen Folgen davon ist, dass das Soda grauenhaft schmeckt und es einen einzigen Ort gibt, von dem aus man – mit einigem Glück – internationale Telefongespräche führen kann, für die unglaublich überhöhte Gebühren eingefordert werden. Diese harmlose Folge der Armut erweist sich in gewissen Situationen aber als durchaus schwerwiegend. Zum Beispiel dann, wenn S i e schon wieder nicht angekommen ist und keine Leitungen funktionieren.

Der Operator sagte: „Dar es Salaam calling.“ Es knackst, es kracht, es knackst wieder. „Sorry, Sir.“

Auf den nächsten Versuch wartet man dann zumindest eine Stunde. Intercom hat vier Telefonzellen und durchschnittlich permanent dreißig Kunden, die in dem kleinen Raum herumdrängen, herumschubsen, herumschwitzen und nicht selten herumschimpfen und die mit Sicherheit ebenso wichtige Gespräche zu führen haben wie man selbst. Nach jedem Krachen und Knacksen in der Leitung, nach jedem ‚Sorry Sir‘ wird man also neuerlich ganz hinten auf die Warteliste gesetzt – denn man ist nicht der einzige, in dessen Leitung es kracht und knackst. Ich hatte Moses nach

Hause geschickt. Araber, Inder, Europäer, Afrikaner – die ganze Welt war besetzt, die Kabel waren durchgeschnitten, die Isolation war perfekt. Wieso? Ich hatte genug Zeit, darüber nachzudenken. Mir wurde flau im Magen. Jetzt kam diese fürchterliche Angst wieder. Ja, es musste ein Unglück geschehen sein. Ein Autounfall, ein unglücklicher Sturz ...

Brüll nicht so laut, brüll nicht so laut, dachte ich. Aber der Mann brüllte und trommelte mit den Fäusten auf das Pult, hinter dem der Operator saß.

„No, no, no ...“, brüllte jetzt auch der Operator und schon hatten sich zwei Parteien formiert. Die eine für den Kunden und gegen den Operator und die andere für den Operator und gegen den Kunden. Wo ist S i e jetzt, dachte ich trübselig, während alles rund um mich brüllte, erste Watschen verteilt wurden und nicht einmal mehr ein Knacksen oder Krachen in den Leitungen zu vernehmen war.

„No, no, no ...“

„Yes, yes ...“

„No, yes, yes, no, yes, no, yes.“

Ich kroch durch die sich prügelnden Kunden von Intercom ins Freie – wenigstens verkürzte sich so ihre Wartezeit. Ich lehnte mich an eine Säule, rauchte mir mit zitternden Fingern eine Zigarette an. Wo bist Du, was mache ich noch hier!?!

Das Soda ist leer, die Spinne rührt sich noch immer nicht, und der Propeller hängt schief vom Plafond wie ein Helikopter, der gerade abstürzt. Aha – Nancy ist wieder da. Durch die dünne Wand höre ich die schrille Stimme der alternden Amerikanerin. Im Motel Afrique tummelt sich allerlei Sonderbares, aber sie ist ein besonderes Exemplar örtlicher Verkommenheit. Sie hätten ein kongeniales Paar ergeben, der fette Paley und diese goldkettenbehängte,

orangerhäutige, wasserstoffgeblondete Nancy, die das hier nachzuholen trachtet, was ihr offensichtlich das Leben bislang vorenthalten hat. Jedenfalls habe ich mich fast einen ganzen Abend lang bemüht, beide füreinander zu interessieren, aber schließlich war Paley so betrunken gewesen, dass es klar war, dass er weder heute einen hochbringen, noch morgen nüchtern sein und bleiben würde. Und so hat der „Deal“ nicht geklappt. Nancy verlässt sich lieber auf die Boys, so wie Paley auf die Mädels. Mit dem einzigen Unterschied, dass Paley immer in den Armen derselben seinen Rausch ausschläft, während die unersättliche Nancy durchschnittlich jeden zweiten Tag ihre Liebhaber wechselt. Angebot gibt es genug – auf der einen und auf der anderen Seite.

„Mann, du bist mir ein Freund, wolltest mich mit dieser Hexe verkuppeln“, hat Paley gemeint, als wir einander im Postamt in die Arme gelaufen sind.

„Andrew, du bist mir ein fixer Junge“, hat Nancy gegrinst, „als wäre ich auf diesen miesen Typ angewiesen.“

Und jetzt ist sie wieder da – mit dem Nächsten. Licht an, Licht aus, Dusche an, Dusche aus, Kicher hin, Kicher her, Stille, und dann ihre Schreie – spitzkehlige, kurz. Und dann geht bald die Tür. Warum schickt sie sie immer weg, denke ich, während ich so richtig durstig werde und bedrückt auf meine leeren Sodafflaschen blicke. Und was macht sie danach?

Was mache ich?, dachte ich immer wieder, während sich die Hälfte der Kundschaft aus Intercom herausprügelte. Was mache ich, wenn ich S i e nicht erreiche? Ich ging zurück zu dem Pult. Ein paar blutige Nasen, ein paar blaue Augen, ein milde lächelnder Operator.

„Na Sir, versuchen wir's noch mal“, sagte dieser, als wäre nichts auf der Welt passiert.

„Gott im Himmel, was ist passiert?“, fragte ich den Operator, während dieser abermals die Formulare in dreifacher Ausfertigung auszufüllen begann und ich mein Deposit, meine Vorauszahlung – mindestens drei Minuten – hinterlegte. Der Operator grinste verschmitzt. Jedenfalls war der Kunde vorhin in Rage geraten, weil er zwar einen Anschluss, wenngleich den falschen, nach Paris bekommen hatte. Der Operator war hingegen der Meinung, dass Paris Paris ist und er keinesfalls dem wütenden Kunden die Vorauszahlung zurückerstatten könne.

„Werden Sie sich bei mir auch verwählen?“

„Sir!“, grinste der Operator, „ich verwähle mich nie.“

„Gut“, sagte ich, ging in die Zelle und hörte das Krachen, das Knacksen.

„Aahh, aahh ...“

Komm zweimal noch, viermal noch und sie hält die Schnauze. Ich drehe eine Münze über den wackeligen Tisch, und bevor sie noch scheppernd verstummt, wird es auch drüben still. Nancy liegt verschwitzt und befriedigt in den Armen ihres schwarzen Casanovas. Der Junge knöpft sich die Hose zu und steckt die Hälfte eines durchschnittlichen Jahresgehaltes mit feuchten Augen in seine ausgebeulten Taschen. Nancys Busen bebt noch. Sie hat ihm vorher schon gesagt, dass er nachher gleich gehen soll. Diese Attitüde ist das angenehmste an dieser Kundin. Hast du viele Freunde, mein Junge?, fragt Nancy verschmitzt. Ja, ich habe viele Freunde, Madame. Dann knallt die Tür zu, und ich bin endlich wieder mit meinen Gedanken allein. Es gibt schlimmere Absteigen als das Motel Afrique.

Natürlich hatte ich nicht im Motel Afrique an den Tagen gewohnt, an denen ich S i e erwartet habe. Natürlich hatte ich das allerbeste Hotel vor Ort gewählt, das Hotel New Palm Tree. Und natürlich hatte ich abermals im bes-

ten Restaurant, im Kilimandscharo, einen Tisch bestellt – mit Blick auf den Hafen, den Indischen Ozean, die vielen Lichter am Kai. Und natürlich wurde mir jetzt, als ich schon die sechste Stunde bei Intercom saß, ganz schlecht bei dem Gedanken, dort heute allein speisen zu müssen. Unsinn, ich würde zu dem Inder um die Ecke gehen, der hat herrliche Langusten in Marsalasaucen und ist obendrein um einiges ...

„Sir, Sir“, der Operator fuchtelte aufgeregt hinter seinem Pult. „Sir – Sir“, seine Stimme überschlug sich: „Sir, Viiiinaaa!“

Also rannte ich zu Zelle zwei, die war natürlich die falsche. Zelle drei war leider im Gegensatz zu Zelle eins bereits versperrt und die Glastür von Zelle eins soeben geputzt worden, was selten vorkommt, sodass ich mir den Kopf blau schlug, bevor ich atemlos zum Hörer griff.

„Liebling!“

„Liebling!“

„Wo warst Du? Wo bist du?“

„Ich bin hier, Liebling!“

„Warum bist du nicht hier, da wo ich bin?“

„Weil ich noch hier bin, weil ich den Flug umgebucht habe!“

„Aber ich hab Dich doch ...“

„Ja, Du hast mich ... – aber“

„Aber – umgebucht? Gott sei Dank, Liebling, ich hatte schon gedacht, es ist dir was passiert. Ich hatte so schreckliche Angst, ich liebe dich nämlich!“

„Ich liebe dich auch. Warum hast du nicht mehr angerufen? Ich dachte, du würdest noch anrufen.“

„Ich wusste ja nicht ... Anrufen ist so eine Sache. Ich habe geglaubt, es ist fix!“

„Es war fix – aber jetzt fliege ich über Paris. Das ist billiger und schöner.“

„Aha, Paris! Ja, das ist billiger und schöner ... Wie geht es dir? Geht es dir gut?“

„Ja, mir geht es gut. Ich freue mich auf dich.“

„Ich freue mich auf dich – habe schon einen Tisch reserviert mit Blick auf den Indischen Ozean.“

„Das klingt ja toll, Liebling!“

„Bitte komm bald. Wann kommst du, Liebling?“

„Am Freitag. Diesen Freitag – Air France 308. So um elf Uhr am Vormittag.“

„Gott sei Dank, dass du kommst ... Ich hatte schon gedacht ...“

„Es ist alles in Ordnung. Ich liebe dich!“

„Ich dich auch! Bis bald!“

„Bis bald!“

Der Operator war glücklich. Und ich war selig. Wie auf Wolken schwebte ich aus der Zelle eins zum Pult und ließ mir dort ohne Protest eine Gebühr von zwei Einheiten zusätzlich zu der Vorauszahlung abknöpfen, sodass ich schließlich ganze neun Minuten „International Call“ bezahlte, obwohl das Gespräch, das mich leichtfüßig durch die nächsten Tage tragen würde, maximal zwei Minuten gedauert hatte. Sie also liebte mich noch und konnte es nicht erwarten, zu mir zu kommen – über Paris, weil billiger natürlich und schöner – ganz klar!

„Andrew, Andrewlein“,

ich schrecke aus der schönsten Erinnerung des vergangenen halben Jahres hoch. Ein eindeutig mir geltendes Pochen an der dünnen Wand, die mich von der guten Nancy trennt, eine beunruhigend schrille und noch dazu mich meinende Stimme. Mein übersäuerter Magen revoltiert und selbst die Spinne in dem Gitter vor dem Fenster zuckt leicht zusammen.

„Was ist, Nancy, was willst du?“

Doch noch bevor ich ausgesprochen habe, pocht es an der Tür. Schrecklich, Phase zwei!

„Nancy, nein, ich will keinen mehr trinken. Hab gestern mit Paley gesoffen, fühl mich elend ... will ...“

Schon aber ist die Amerikanerin in die Offensive gegangen, ist in meinen heiligen Raum eingedrungen, steht inmitten des Zimmers halb nackt mit einem Leintuch um den welken, dunkelgebräunten, goldkettenverzierten und von hunderten Falten übersäten Körper.

„Schaust aber gar nicht elend aus, mein lieber Andrew. Solltest endlich einmal das Leben genießen, so wie ich, anstatt hier rumzudämmern.“

Ich bemühe mich, nett zu bleiben, und blicke Nancy hilflos an. Mein Gott, sie ist ein armes Schwein, aber wenn ich mit jedem armen Schwein eine Gesprächstherapie führen müsste ..., dann.

„Andrew.“

Nancys künstliche Wimpern klappern und ihre Augen funkeln im Licht der einzigen Glühbirne, die unweit des schiefen Propellers trostlos vom Plafond baumelt.

„Andrew ..., du bist ein armes Schwein, aber irgendwie mag ich dich.“

„Danke Nancy“, sage ich resignativ, „du bist sehr liebenswürdig zu mir.“

„Ich weiß Andrew, es ist ganz klar, du brauchst ein bisschen Hilfe und Zuwendung. Du bist verunsichert, du weißt, was man sich von dir erzählt.“

Ich blicke sie gespannt an, ich blicke hoch zu ihr wie zu einer Madonna der Wahrheit.

„Na ja, die Leute sagen, du bist schwul oder ein Junkie oder sie sagen ganz einfach, die meisten, dass du spinnst, einfach spinnst.“

„Aha ..., dass ich spinne, also spinne ... Bist du gekommen

Nancy, um mir das zu sagen?“

Die Platte dreht sich also von Neuem. Wie kann man sich monatelang nur den gleichen Hit reinziehen?

„Ich will was trinken gehen mit dir, deswegen bin ich da, und weil ich dich mag.“

Mit einem schrecklichen Plumps hockt sie sich auf die Kante meines ohnedies nicht sehr leistungsfähigen Bettes. Oh Gott – mir bleibt doch wirklich nichts erspart.

„Nancy“, sage ich ganz ruhig, „ich will nichts trinken, und ich will jetzt auch eigentlich allein sein.“

„Du brauchst dich nicht zu schämen, mein Junge. Egal was du machst, du musst hinter dir stehen. Schau mich an!“

„Nancy“, in meiner Stimme erwacht etwas Ungemütliches, „Nancy, ich schäme mich nicht, und ich weiß sehr wohl was ich tue ...“

„Junge ..., Liebeskummer ist eine harte Angelegenheit. Wer von uns hat nicht darunter zu leiden gehabt, aber schau mich an.“

Nancy rektelt sich wohligh auf meinem weiß Gott nicht für alternde, goldkettenbehängte Amerikanerinnen bestimmten Bett.

„Schau mich an, von mir sagen sie auch, dass ich spinne, manche zumindest, aber ich, das ist der Unterschied zwischen uns beiden, Junge, ich stehe hundertprozentig hinter dem, was ich tue.“

„Nancy!“, eine gewisse Wut, eine gewisse Ungeduld und eine gewisse Verbitterung vermag ich jetzt nicht mehr hinter netten Worten zu verbergen, „Nancy, ..., ich glaube, es ist besser, dass du jetzt gehst. Paley freut sich sicher, wenn du noch einen trinkst mit ihm.“

Ich stehe jetzt an der Tür und lächle sie, unzweifelhaft eindeutig, aggressiv an. Nancy seufzt. Ihre Toga ist verrutscht und zwei schlaffe, lang gezogene Brüste baumeln über ihrer eingefallenen Magengrube.

ANDREAS J. OBRECHT ist habilitierter Soziologe, Entwicklungsforscher, Schriftsteller, Moderator der ORF-Ö1-Live-Sendung Punkt Eins und der ORF-Sendung Im Gespräch. Darüber hinaus leitet er das Austrian African Research Network – Africa UniNet (www.africa-uninet.at) – sowie das Austrian Partnership Programme in Higher Education and Research for Development (APPEAR, www.appear.at). Die Programme fördern wissenschaftliche Kooperation in Forschung und Lehre zwischen österreichischen Hochschulen und wissenschaftlichen Institutionen in Afrika, am Westbalkan, im Kaukasus, in der Schwarzmeerregion und in Himalaya-Staaten.

Im Rahmen von Africa UniNet werden derzeit 40 Forschungs Kooperationen in 14 afrikanischen Ländern durchgeführt. Andreas J. Obrecht blickt auf 25 Jahre universitäre Lehrtätigkeit und Feldforschungen im Südpazifik, in Subsahara-Afrika, in der südöstlichen Karibik und in Himalaya-Staaten zurück und hat rund 450 kultur- und wissenschaftspublizistische Radiosendungen für den ORF gestaltet. Zahlreiche wissenschaftliche und literarische Publikationen – zuletzt erschienen: *Semolina. Sterben. Lieben. Leben.*, Ibero Verlag, Wien 2021 sowie APPEAR II. *New pathways towards participative knowledge production through transnational and transcultural academic cooperation.* StudienVerlag, Innsbruck / Wien 2022.

Im Verlag Bibliothek der Provinz bereits erschienen:
Annemarie Imhof. *Meine Großmutter, die Baronin.*

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien